

Hans-Peter Schwarz

HELMUT KOHL

Hans Peter Schwarz

HELMUT KOHL

EINE POLITISCHE BIOGRAPHIE

Deutsche Verlags-Anstalt



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Schleipen* liefert Cordier Spezialpapier GmbH, Bad Dürkheim.

2. Auflage 2012

Copyright © 2012 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Reproduktionen: Aigner, Berlin

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-421-04458-7

www.dva.de

*Für Annemie zum 17. August 2012
in Liebe und Dankbarkeit.*

Inhalt

PROLOG

Der Riese

9

TEIL I

Aufbruch (1930 – 1969)

15

Eine Stadt ohne Träume: Ludwigshafen am Rhein 17 Der Pfälzer 24
Herkunft 33 Ein Kriegskind 40 Anfänge in der Besatzungszeit (1945 bis
1948) 49 Studienjahre in Frankfurt und Heidelberg (1950 – 1958) 61
Marsch durch die Institutionen (1953 – 1958) 69 Hannelore Renner 82
Unaufhaltsamer Aufstieg (1958 – 1969) 89 Modernisierer von Rheinland-
Pfalz 100 Der Kurfürst von Mainz 115

BETRACHTUNG

Die Generation von 1945 und die Parteien 125

TEIL II

Der Herausforderer (1969 – 1982)

133

Auf Bundesebene (1964 – 1973) 135 Im Schatten Rainer Barzels (1970 bis
1973) 156 Kohl, Biedenkopf und die Mannschaft 166 Zweifel an Kohls
Kanzlerstatur 183 Fingerhakeln mit Franz Josef Strauß (1974 bis
1976) 193 »Zu kurz gesprungen«: Die Bundestagswahl 1976 206
Kreuth 214 Ausgebremst 226 Angezählt: Kohls Krisenjahr 1979 239
Warten auf Genscher (1980 – 1982) 256 »Habemus papam – ein Helmut
geht, ein Helmut kommt.« 272

BETRACHTUNG

Nach dem Wirtschaftswunder 291

TEIL III

Ein mittelmäßiger Bundeskanzler? (1982 – 1989)

307

Kohls Minister, die Regierungsparteien und die Regierungszentrale 309
Glücklich davongekommen: die Neuwahlen am 6. März 1983 321 Halbe
Wende 326 Defensive Deutschlandpolitik 341 Stationierung der Per-
shing II 345 Kohl und Mitterrand finden sich 352 Werben um die
»eiserne Lady« 360 Innenpolitische Achterbahnfahrt (1984–1986) 365
»Die Karawane zieht weiter« (1987 und 1988) 384 Auf der Baustelle
Europa 397 Mitterrands Griff nach der »deutschen Atombombe« 419
Kontroversen um die erste, zweite und dritte Null-Lösung 439 Ab-
gehängt? Kohl und das Rätsel Gorbatschow (1985–1988) 451 Helmut
Kohl und die DDR: Politik des Abwartens 461

BETRACHTUNG

Die kurzen achtziger Jahre 475

TEIL IV

Kanzler der Einheit (1989 – 1990)

489

1989, erstes Quartal: ein Bundeskanzler in großen Nöten 491 1989,
zweites Quartal: auf höchster Ebene 505 1989, drittes Quartal: High
Noon 520 1989, viertes Quartal: das Zehn-Punkte-Programm 527
Vom Zehn-Punkte-Programm bis zur Volkskammerwahl am 18. März
1990 535 Widerstände 556 Mit Bush gegen Gorbatschow 566
Polen 573 »Der glückliche Riese«: von der Volkskammerwahl zur
Bundestagswahl 580

BETRACHTUNG

Der unerwartet siegreiche Kernstaat 601

TEIL V

Der Architekt des neuen Europa (1991 – 1998)

619

Weiter so! Helmut Kohl im Januar 1991 621 Golfkrise und Golfkrieg 631
Die Vereinigungskrise 642 Probleme mit der CDU-Ost 652
Schäuble 663 Am Rande der Chaos-Regionen I: Zerfall der Sowjet-
union 670 Am Rande der Chaos-Regionen II: Jugoslawien 679
Maastricht 690 Wer soll zur Europäischen Union gehören? 710 Die

Rolle Amerikas im neuen Europa **716** Koalitionskräche, Rücktritte und neue Gesichter **720** »Die mächtigste Führerpersönlichkeit in Europa« **737** Auferstehung: die Bundestagswahl 1994 **752** Regierungsbildung mit Blick auf das Jahr 2000 **759** Letztes Zwischenhoch 1995 und 1996: »Auf einmal finden alle Leute Kohl ganz prima« **779** Der Euro-Fighter **797** Im Sinkflug **819** Endspiel **844**

BETRACHTUNG

Helmut Kohl und das dritte europäische Nachkriegssystem **857**

TEIL VI

Das Ende des Glückskindes **863**

Unerwartetes Comeback **865** Der zweite Sturz: die Spendenaffäre **870**
Fragen an eine Ehe **896** Goldener Herbst des Patriarchen **902** Die letzten Jahre **918**

BETRACHTUNG

Am Ende des Tages **927**

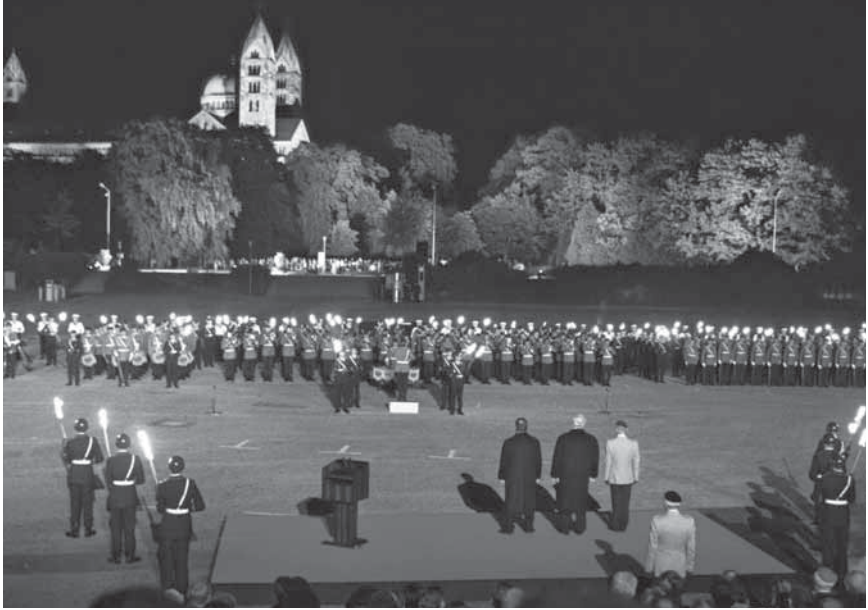
Nachwort und Dank **939**

Anhang

Anmerkungen **949**

Personenregister **1035**

Bildnachweis **1051**



Großer Zapfenstreich, 17. Oktober 1998

PROLOG

Der Riese

Er war schon immer groß in der historischen Inszenierung. So sucht er bei seinem Abgang ein letztes Mal alles zu illuminieren, was er lebenslang anstrebte und, so glaubt er, auch erreichte. Was soll's da, daß eine satte Mehrheit seiner lieben Deutschen ihn soeben abgewählt hat! Der Große Zapfenstreich des Bonner Wachbataillons beginnt in der Dämmerung des 17. Oktober 1998. Diese martialische Zeremonie kommt nur beim Schein der Fackeln voll zur Wirkung, und an regnerischen Oktobertagen ist es um sechs Uhr abends schon ziemlich dunkel. Dutzende von Fernsehteams stehen bereit, alles in Millionen Wohnstuben zu übertragen: den von Scheinwerfern hell angestrahlten Kaiserdom zu Speyer, die Kompanien der Bundeswehr, die rund zwanzigtausend aus der ganzen Pfalz herbeigeströmten Zuschauer, die Bäume, von denen der Regen tropft, und immer wieder den Riesen im dunklen Mantel hoch auf dem Podium. So will er in Erinnerung bleiben, für alle Zeiten auf die elektronischen Speicher gebannt.

Seit langem dient ihm dieses Monument einer großen Vergangenheit zur Veranschaulichung seines tiefsten Wollens. Während der sechzehn Jahre als Bundeskanzler pflegte er Staatsgäste, die er besonders beeindruckend wollte, hierher zu führen: Mitterrand, Gorbatschow, Boris Jelzin, selbst den Herrscher über China, die kommende Supermacht. Alle waren sie beeindruckt, wenn er sie unter den Klängen der Orgel-Toccata in d-Moll von Johann Sebastian Bach durch das imposante Kirchenschiff und zur größten je im Abendland erbauten Krypta führte, die der gewaltige Salier-Kaiser Konrad II. für sein Geschlecht errichtet hatte.

Auch Margaret Thatcher war im Frühjahr des denkwürdigen Jahres 1989 einer Führung gewürdigt worden. Er hatte sie zu überzeugen versucht, daß er wirklich kein krachlederner Teutone sei, sondern ein »guter Europäer«, ohne jedoch so recht zu begreifen, daß er ihr gerade deshalb besonders zuwider war. War der Kaiserdom zu Speyer nicht ein grandioses Symbol abendländischer Einheit? Erinnernte dieses im Katastrophenjahr 1689 von den Truppen Ludwigs XIV. teilweise zerstörte Monument nicht zugleich an die Jahrhunderte deutsch-französischer Kriege, die dank Adenauers Europapolitik, aber auch seiner eigenen, nun ein für allemal Vergangenheit sein würden? Überlegungen dieser Art hatte er Charles Powell, dem Privatsekretär der Premierministerin, in der Krypta des Doms zugehaucht. Doch als das der Lady

beim Rückflug berichtet wurde, hatte sie nur ihre Pumps abgestreift, die Beine auf den Sitz gelegt und spöttisch bemerkt: »Charles, dieser Mann ist soooo deutsch.«¹ Derlei Spott von der euroskeptischen Britin ist der Riese aber hinlänglich gewohnt und pflügt darüber mit sarkastischer Ironie hinwegzugehen.

Jedenfalls gewann der Kaiserdom zu Speyer in den beiden letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, in denen er selbst mit ausladender Kraft regierte, wieder eine politische Symbolik wie zuvor niemals mehr seit den Salier-Kaisern. Ganz natürlich, wenn auch nicht ganz bescheiden nannte er den Dom seine »Hauskirche«, wie das die Majestäten in jenen Jahrhunderten zu tun pflegten, als das Heilige Römische Reich so sichtlich die Zentralmacht Europas gebildet hatte.

Der Riese, der sich hier mit großer Gebärde wie ein scheidender Kaiser verabschiedet, hat bescheiden begonnen. Doch von Anfang an kreisten seine Gedanken und Träume um den Kaiserdom. Die ersten Wanderungen vom heimischen Ludwigshafen zum Speyrer Kaiserdom unternahm er als Kind in Gesellschaft seiner Eltern. Sie waren tüchtige Kleinbürger, nicht mehr, aber auch nicht weniger, gute Katholiken und gute Deutsche, die noch keinen Gegensatz sahen zwischen der Bewunderung für dieses steingewordene Denkmal des Glaubens und dem patriotischen Stolz auf die deutsche Kaiserherrlichkeit. Als dann die Oberrealschule in der Leuschnerstraße wegen der Bombardierungen Ludwighafens geschlossen wird, fährt der junge Riese jeden Mittag mit den Klassenkameraden und den Lehrern per Bahn nach Speyer ins Gymnasium am Dom, wo nun der Unterricht erteilt wird, wenn er nicht wegen der Luftangriffe ausfällt, was häufig geschieht.

Das war im Jahr 1944, als das Dritte Reich vom Zenit seiner Erfolge rasch in den Abgrund taumelte. Schule und Hitlerjugend sind damals noch gehalten, das Werk der Ottonen, der Staufer-Kaiser und des rheinischen Geschlechts der Salier zu preisen. Der Führer, so lautete die Botschaft, ist weiterhin auf dem Weg, in die Fußspuren der deutschen Kaiser zu treten, »denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt«.² Die Salier als ferne Vorläufer des »Tausendjährigen Reiches«, der Kaiserdom zu Speyer als Chiffre imperialer Größe – diese Vorstellung ist ihm nicht unvertraut. Ob auch er selbst daran geglaubt hat, verschließt er tief in seinem Herzen. Er ist eben noch ein Kind, ein Kriegskind aus der Stadt Ludwigshafen, auf die bis Kriegsende bei 124 Luftangriffen 40 000 Sprengbomben und 800 000 Brandbomben fallen. Später wird er in seinen Memoiren schreiben: Die Angst, »die wir damals empfunden haben«, sei ein »dominierendes Gefühl« seines Lebens geworden.³ Wenn die Feuerwehr der Lage nicht mehr alleine Herr wurde, zog man das Jungvolk hinzu, das dann beim Löschen von Bränden und beim Ausgraben der Verschütteten und der Leichen zu helfen hatte. Angst war dabei nicht das einzige Gefühl, das die Jungen erfaßte. Todesangst und Grauen wechselten mit Aufwallungen von Haß und Patriotismus, verbunden mit der Erfahrung, daß in solchen Lagen vor allem zweierlei alles

zu ertragen hilft: das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Familie und die Kameradschaft der Gleichaltrigen.

Manche der Jüngeren haben sich später über die volkspädagogische Ernsthaftigkeit gewundert, mit der er, nachdem ihm die Herrschaft über sein Land zugefallen war, regelmäßig, ohne das je zu vergessen, die runden Gedenktage an Kriegsbeginn und Kriegsende – 1. September 1939, 8. Mai 1945 – wieder und wieder zu großen Besinnungsereignissen machen wollte. Der Krieg und die propagandistische Verführung durch das NS-Regime bilden eine Urerfahrung seiner Generation. Auch Riesen vergessen die Traumata der jungen Jahre nicht.

Auf eigenartige Weise erinnert in dieser Stunde das Zeremoniell des Großen Zapfenstreichs an diese frühen Anfänge. Die Militärtransporte zum Westwall, die im Deutschen Jungvolk gezeigten Wochenschauen und Filme gehörten damals ebenso zum Alltag wie der im Radio verlesene und in den Zeitungen abgedruckte Wehrmachtbericht. Der Vater, ursprünglich Berufssoldat, hatte im Rang eines Hauptmanns am Polen- und dann am Frankreichfeldzug teilgenommen. Der Bruder Walter hatte sich zu den Fallschirmjägern gemeldet und kam im November 1944 bei einem Tief-fliegerangriff ums Leben. Damals hatte sich das Bild vom Krieg und von der Wehrmacht schon längst mit Trauer, Sorge und Hoffnungslosigkeit verbunden. Aber in einem Winkel seines Herzens ist der Riese über die Jahrzehnte hinweg eine Art Soldatenkind geblieben, obwohl er selbst nie gedient hat, somit den »weißen Jahrgängen« angehört. Als allerhöchster Kriegsherr wollte er deshalb später die Bundeswehr nicht wie die Wehrmacht als Kampfmaschine begreifen, sondern als Bürgerarmee, deren Aufgabe die Abschreckung sei. Den vielerorts vorherrschenden Pazifismus betrachtete er hingegen als Fehlentwicklung und erzählte stolz allen, die es wissen oder auch nicht wissen wollten, daß seine Söhne bei der Bundeswehr Soldaten waren und nicht etwa zu den Kriegsdienstverweigerern gehören. Und so läßt er sich jetzt von dem ihm dargebrachten Großen Zapfenstreich tief anrühren: »Es ist eine der außergewöhnlichsten Stunden meines Lebens, die mich tief bewegt«, vermerkt er im Tagebuch.⁴

Bei Kriegsende ist alles gewissermaßen in ein neues Koordinatensystem gerückt worden: die Wehrmacht, das Deutsche Reich, auch der Speyrer Dom. In den Kaiserdomen, die eben noch als Chiffren einer imperialen Sendung des Großdeutschen Reiches begriffen worden waren, sieht man nun wieder die steingewordenen Zeugnisse des wenigstens im Glauben einigen abendländischen Europa. Aus den westlichen Provinzen des zerbrochenen Reiches wurde die Bundesrepublik, und die desillusionierten Kriegskinder wuchsen zu dem heran, was man später »die Generation der Bundesrepublik« genannt hat – eine Generation, für die jetzt der demokratische Rechtsstaat, der Frieden, die Einigung Europas und der Abscheu vor totalitären Regimes genauso natürlich werden, wie vielen von ihnen zuvor Nationalismus, Machtpolitik und der Glaube an die deutsche Sendung natürlich erschienen waren. Der

Riese, der jetzt, am 17. Oktober 1998, an den Kaiserdom zu Speyer zurückgekehrt ist, hat sich immer mehr als Verkörperung dieser Generation der Bundesrepublik verstanden.

Ein halbes Jahrhundert der Kämpfe und des Aufstiegs liegen hinter ihm. Frech, ungestüm, noch nicht ganz ausgegoren, aber voll einzigartiger physischer und psychischer Energie hatte er sich 1946 in die Politik gestürzt und rasch reüssiert. Sein bester Wahlkampf, in dem die geschickten PR-Strategen des Jahres 1976 den 1,93 Meter großen, wuchtigen Pfälzer Ministerpräsidenten als »schwarzen Riesen« ins öffentliche Bewußtsein rückten, ist jetzt ebenso Vergangenheit wie die sechzehn Jahre seiner Kanzlerschaft, in denen ihm die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands geglückt ist und er die Staaten Europas mit der ihm eigenen Mischung aus Umsicht und Ungestüm auf den Weg zu einem europäischen Bundesstaat gestoßen hat. Das Kriegskind aus kleinen Verhältnissen ist zum Staatsmann geworden, der mit den Großen dieser Welt von gleich zu gleich verkehrt. So hält er es nicht für ganz unangemessen, seinen Abschied vor dem Kaiserdom zu nehmen, in dem Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Rudolf von Habsburg ihre letzte Ruhe fanden.

Die Anhänger haben die vielen Jahre seiner Kanzlerschaft als lange Phase einer Dominanz des Konzepts der Christlich-Demokratischen Union genossen, die gut deutsch, gut europäisch wie gut atlantisch und gleichzeitig wirtschaftsfreundlich und sozial sein wollte. Sie selbst und erst recht diejenigen, die ihn von vornherein ablehnten, haben aber auch unter dem Riesen gelitten, der ein genauso herrischer Machtmensch ist wie die hier beigesetzten Kaiser: immer fordernd, immer realistisch argumentierend, visionär nur dann, wenn er von Europa spricht, und zugleich nach Art aller Machtmenschen ganz naiv selbstbezogen. Die Politologen sehen in ihm die Inkarnation des Parteipolitikers demokratischer Observanz. Die erbitterten und höhnischen Gegner, von denen es so viele gibt wie Anhänger, haben das Schimpfwort »System Kohl« erfunden, um seine in der Bundesrepublik beispiellos erfolgreiche Kontrolle der eigenen Partei und des Staatsapparats zu charakterisieren.

Noch ahnt er nicht, was künftig an Prüfungen auf ihn wartet. Kein Gedanke daran, daß drei Jahre später im Kaiserdom zu Speyer das Requiem für seine Frau abgehalten werden wird, die, unheilbar schwer erkrankt, den Ausweg in den Freitod gewählt hat. Auch Riesen verschont das Schicksal nicht. Sie gelten ohnehin nicht als Gestalten, die das fröhliche Glückseligkeit verkörpern. Wer den Riesen beim Großen Zapfenstreich in Speyer genau betrachtet, sieht eine Gesichtslandschaft, in der Sorgen, Zweifel, Anstrengung und Argwohn tiefe Spuren hinterlassen haben, und keineswegs das friedliche Antlitz eines Menschen, der mit sich und der Welt im reinen ist.

In dieser Stunde des Abschieds und der historischen Selbsterhöhung glaubt er aber wohl, daß das Schlimmste hinter ihm liegt. Doch bereits im kommenden Jahr wird die Parteispendenaffäre über ihn hereinbrechen. Nie zuvor in der neuesten

deutschen Geschichte ist eine stolze politische Größe von der Öffentlichkeit so tief gedemütigt worden, wie es ihm widerfahren wird. Von Adenauer ist das Wort überliefert: »Wenn ich nicht mehr Bundeskanzler bin, werden alle Kübel mit schmutzigem Wasser über mir ausgeißelt.« Tatsächlich ist dies dem ersten Bundeskanzler erspart geblieben, aber nicht dem Riesen, der sich lange als dessen glücklicherer Enkel verstanden hat, dem die Wiedervereinigung gelungen ist und der Europa auf den Weg in Richtung Bundesstaat weit vorangebracht hat. Moralische Selbstzweifel werden ihm während dieser spektakulären Affäre nicht so sehr zu schaffen machen. Parteiführer wissen schließlich, daß einem jeden von ihnen wegen unvermeidlichen Operierens in den Grauzonen der Parteifinanzierung oder jenseits der Grenzen des Gesetzes dieses Schicksal widerfahren kann – »Così fan tutte«. Zutiefst treffen wird ihn aber, daß er damit die CDU, die ihm ein halbes Jahrhundert hindurch politische Heimat und Machtbasis zugleich gewesen ist, an den Rand des Ruins führt, und noch mehr, daß nicht wenige seiner einstigen Gefährten und viele Getreue sich empört von ihm abwenden.

Die öffentliche Entrüstung wird sich jedoch bald wieder legen. Es gehört nun einmal zu den Vorzügen von Demokratien, daß sie gelegentlich von Entrüstungsstürmen durchlüftet werden, sonst würde der Übermut der jeweils Regierenden ganz unerträglich. Was als wünschenswerte systemische Reinigung begriffen werden mag, zerbricht allerdings zuweilen die Betroffenen oder verwundet sie doch zutiefst. Solche Orkane fallen auch wieder in sich zusammen, doch folgt dann am Ende eines langen tätigen Lebens häufig das, was der pessimistische General de Gaulle, ein Riese auch er, »le naufrage de l'âge« genannt hat – der Schiffbruch des Alters.

Das alles liegt im Dämmerlicht des 17. Oktober 1998 noch im Nebel der Zukunft. Tief bewegt wird er zu seiner Verabschiedung im Tagebuch bemerken: »Es sind unwiederbringliche Momente. Der Platz vor dem Dom in der Abenddämmerung, die Menschen, die Musik, das Zeremoniell: Meine Gefühle lassen sich nicht in Worte fassen.«

Ob dem geschichtsbewußten Riesen in dieser Stunde wohl die Ambivalenz des Ortes dunkel in den Sinn kommt, an dem er sich feierlich verabschiedet? Der Speyerer Kaiserdom ist ein Denkmal der Größe, aber auch eine Grabstätte, hochgetürmte Geste des Ruhms, aber auch der Vergänglichkeit. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation – längst vergangen, die Kaisergräber – seit langem entweiht. Die Denkmalschützer eines antiquarischen Zeitalters haben zwar die Schale wiederhergestellt, doch den bemühten Restauratoren ist lediglich eine Illusionsarchitektur geglückt. Weiß der Riese um die Relativität aller politischen Leistung? Akzeptiert er sie? Fürchtet er sie? Oder genießt er nur ganz einfach das Empfinden, Großes gewollt und erreicht zu haben, was immer auch daraus werden mag? Die Deutschen in der DDR befreit, Deutschland wider alle Erwartung nochmals staatlich vereinigt,

die Versöhnung mit den Gegnern im Kalten Krieg geglückt, die Entwicklung hin zu Europa »unumkehrbar« gemacht ... Aber ist und bleibt die deutsche Geschichte periodisch nicht doch auch eine Katastrophengeschichte? Und darf man im unaufhaltsamen Geschichtsprozeß so etwas erwarten wie »Unumkehrbarkeit«?

Kein Monument in Deutschland spricht eine so deutliche Sprache von der Vergänglichkeit aller geschichtlichen Leistung wie der Kaiserdom zu Speyer mit seinen erhabenen Grabstätten.

TEIL I
Aufbruch (1930 – 1969)



Landtagswahlkampf in Rheinland-Pfalz mit Bundeskanzler Kiesinger,
Zweibrücken, 13. April 1967

Eine Stadt ohne Träume: Ludwigshafen am Rhein

Kein Bundeskanzler vor und nach ihm ist so tief in einer Industriestadt verwurzelt wie Helmut Kohl. In Ludwigshafen wird er am 3. April 1930 im Städtischen Krankenhaus geboren. Vom Elternhaus in der Hohenzollernstraße 89 ist es nicht weit zum riesigen Areal der BASF, die im Verein mit anderen Werken der Großchemie Ludwigshafen zur Chemiemetropole gemacht hat und aus Dutzenden von Schornsteinen klebrigen Ruß sowie je nach Windlage einen säuerlichen, bitteren Geruch über die Wohnviertel verbreitet. »Fabrikschmutz, den man gezwungen hat, Stadt zu werden«, lästerte 1928 der expressionistische Philosoph Ernst Bloch, der dort in der Wilhelminischen Ära aufs Gymnasium gegangen war: »Hier ist nur die Rampe für Fabriken und was damit zusammenhängt, ist Roheit und Gestank ... Selten hatte man die Wirklichkeit und die Ideale des Industriezeitalters so nahe beisammen, den Schmutz und das residenzhaft eingebaute Geld.«¹ Industrieller Gigantismus und weltweites Ansehen der Ludwigshafener Industrie müssen fast ein gutes Jahrhundert hindurch mit harter Arbeit, mit staubigen Wohnungen, mit verrußten Straßen und mit geringer Lebensqualität bezahlt werden.

In der sumpfigen Rheinebene gegenüber von Mannheim war Ludwigshafen gewissermaßen aus dem Boden gestampft worden – ein Gemeinwesen ohne Geschichte und ohne Traditionen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatten die Pfälzer Kurfürsten in Mannheim auf der Landzunge zwischen Rhein und Neckar eine gewaltige Festung erbaut. Als vorgelagerte Sicherung für die Hauptfestung wurde auf dem gegenüberliegenden Rheinufer ein kleines Sperrfort errichtet – die Rheinschanze. In einer Abfolge von Kriegen – vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Napoleonischen Kriegen, in denen die Pfalz immer wieder verwüstet wurde – war auch dieses schwache Bollwerk immer wieder erobert, zerstört und erneut aufgebaut worden.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entdeckten gewiefte Unternehmer die Vorteile des Platzes. Das bereits zum Handelszentrum aufgeblühte, nunmehr ins Zeitalter der Industrialisierung eintretende Mannheim gehörte zum Großherzogtum Baden. Die linksrheinische Pfalz aber gehörte zu Bayern, dies übrigens bis zum Jahr 1940. Somit lag es nahe, auf dem bayerischen Ufer einen Freihafen zu erbauen, der dem badischen Mannheim Konkurrenz machte, und auf dem billigen Gelände Fabri-

ken zu errichten, anfangs meist mit Mannheimer Kapital. 1843 ließ sich der ansonsten nicht besonders industriefreundliche Bayernkönig Ludwig I. zu der Entschließung bewegen, die Festung aufzuheben, die Gemarkung um die bisherige Rheinschanze wirtschaftlich nutzen zu lassen und dem rudimentären Hafen seinen allerhöchsten Namen zu geben. Die komplizierten Planungen zogen sich aber in die Länge. Erst unter Ludwigs Nachfolger Maximilian II. erfolgte Ende 1852 die offizielle Gemeindegründung. 1859 wurde Ludwigshafen in den Rang einer Stadt erhoben. 1867/68 kam zur Gunst der Lage noch die Gunst der verkehrstechnischen Anbindung durch den Bau einer Brücke für den Eisenbahn- und Straßenverkehr zwischen Mannheim und Ludwigshafen. Seitdem der Sieg über Frankreich 1870/71 mit der Annexion von Elsaß-Lothringen die linksrheinischen Territorien des Deutschen Reiches vergrößerte und zugleich Investitionen sicherer machte, waren beste Voraussetzungen für ein rasches Wachstum gegeben.

Als die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also mit Beginn des Industriezeitalters, rasch anwuchs, wurde offenbar, daß sich Ludwigshafen von Städten wie Köln, Nürnberg oder München, Hamburg und Berlin merklich unterschied. Schon wenige Jahre nach der Gründung diagnostiziert ein Beobachter »das echt amerikanische Bild der Stadt Ludwigshafen«, die »mit einer im Innern Deutschlands unerhörten Schnelligkeit binnen zehn Jahren aus dem Boden gewachsen ist«. ² Das Stichwort »amerikanisch« wird auch von späteren Autoren gern aufgegriffen. »Amerikanisch«, das hieß: rapides, mehr oder weniger chaotisches Wachstum dank günstiger Verkehrslage und massiver Industrialisierung. Eine Stadt mitten in der Pampa, würde man heute sagen (»rings um Ludwigshafen die dunstige Ebene mit Sumpflöchern und Wassertümpeln«, hatte der bereits erwähnte Nestbeschmutzer Ernst Bloch geschrieben).

»Amerikanisch« hieß auch: Zusammenströmen von meist jungen, zupackenden Menschen aus allen Himmelsrichtungen, also von Pfälzern, Badenern, Bayern, Hessen, die im Schmelztiegel der rauchgeschwärzten, übelriechenden Industriestadt zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, einen zähen, lebensächtigen Pragmatismus des Industrieproletariats und der arbeitsamen kleinen Leute entwickeln, dazu kräftiges Heimatgefühl in ihrer der Gemütlichkeit völlig entbehrenden Stadt, aber auch Härte und Durchsetzungsvermögen. Obschon hier die Einwohnerschaft von überallher zusammenströmt, bleiben die Pfälzer stets tonangebend, das heißt: Auch in Ludwigshafen pulsiert ein lautstarker Geselligkeitstrieb, desgleichen eine schwer zu bändigende rebellische Neigung, aber auch barocke Lebensfreude, wie man sie den Pfälzern generell nachsagt.

An Amerika erinnert aber auch das einfallsreiche, der Sentimentalität gleichfalls entbehrende Unternehmertum jener Jahrzehnte zwischen der Achtundvierziger Revolution und dem Ersten Weltkrieg. Familien wie den Engelhorns, den Clemms, den

Giulinis oder den Grünzeigs gelingt hier eine einzigartige Verbindung von Erfindergeist, anwendungsbezogener Chemie und kapitalistischer Produktionsweise. Einzelne dieser Gründerfamilien halten sich bis in die Jahrzehnte, in denen auch in den Direktionsetagen von Ludwigshafen »das Regime der Manager« etabliert ist. Noch zu Zeiten Helmut Kohls vertritt der CDU-Bundestagsabgeordnete Udo Giuliani zwei Legislaturperioden hindurch, gefördert von Kohl, die Interessen der Großchemie im Deutschen Bundestag.

Industriegeschichtlich gesehen, stellt »das pfälzische Chicago« eine einmalige deutsche Pionierleistung dar. Die 1866 von dem Mannheimer Erfinder Friedrich Engelhorn gegründete »Badische Anilin- und Sodafabrik«, im Volksmund »die Anilin«, mit dem Akronym BASF genannt, gilt schon in den Jahrzehnten des Kaiserreichs weltweit als besonders vorbildliches Chemieunternehmen. Rauch, Schmutz, Abgase und Abwässer, für deren Aufnahme sich der Rhein so hervorragend eignet, werden in Kauf genommen. Auch gegenüber den Arbeitern und Angestellten wird im 19. und frühen 20. Jahrhundert erst einmal Kapitalismus pur praktiziert, immerhin in der Wilhelminischen Ära bei der BASF schon etwas humanisiert durch die Erkenntnis, daß man durch den Bau von Werkswohnungen, durch freiwillige Sozialleistungen oder durch Förderung von Sportvereinen wenigstens bei Teilen der Belegschaft ein Minimum an Zufriedenheit schaffen sollte. Doch die Hauptlast der Daseinssicherung entfällt wie überall in Deutschland auf den Staat und die Kommunen, und so wird es auch bleiben.

Die Großchemie wächst und wächst, auch als sich 1914 die europäischen Staaten in die »Urkatastrophe« des Weltkriegs stürzen. Ludwigshafen wird jetzt zu einem Zentrum der deutschen Rüstungsindustrie. Hier wird im Frühjahr 1915 die erste Großanlage zur Herstellung von Salpetersäure aus Ammoniak errichtet, dem Grundstoff zur Sprengstoffherstellung. Ohne das berühmte »Haber-Bosch-Verfahren« wäre die Munitionsproduktion des Kaiserreichs schon im Jahr 1915 zusammengebrochen. 1917 werden in Ludwigshafen und im benachbarten Oppau bereits rund 90 Prozent der gesamten Ausgangsmaterialien und Zwischenprodukte für die Pulver- und Sprengstoffindustrie produziert,³ dazu jede Menge giftiges Chlorgas, das seit 1915 gleichfalls an den Fronten zum Einsatz kommt. Schon damals erlebt das kriegswichtige Ludwigshafen übrigens die ersten alliierten Bombenangriffe. Der Zweite Weltkrieg führt dann nochmals zu einer enormen Investition in die Produktion von Rüstungsgütern. Daraus folgt, daß die Stadt zum Ziel noch viel verheerenderer Luftangriffe und nach dem Zusammenbruch von Demontagen und der Expropriationspolitik der Sieger wird. Aber die Giganten der Großchemie überstehen das chaotische Auf und Ab des 20. Jahrhunderts. Im Frieden ist der Hunger der Industriegesellschaft nach Düngemitteln, Treibstoff, Acetylenprodukten und vielen anderen Stoffen ebenso unstillbar wie im Krieg der Hunger nach Sprengstoff, Flugbenzin und synthetischem Kautschuk.

Bereits in den fünfziger Jahren wachsen die großen Werke wieder aus den Ruinen empor. Das größte von ihnen ist weiterhin die BASF, die nach Zerschlagung des IG-Farben-Konzerns wieder den ursprünglichen Namen annimmt. Wie sich dieses durch Bombardierungen, Demontagen, Wegnahme der Patente und Sequestrierung schwer getroffene Unternehmen binnen Jahren erneut auf den Weltmärkten durchsetzt, bildet den Ludwigshafener Beitrag zur Saga des Wirtschaftswunders der fünfziger Jahre. Von dem großen Hermann Josef Abs, damals allmächtiger Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank und zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der BASF, wird die Anekdote erzählt, er habe auf die Frage nach dem Eigentümer des Konzerns zur Antwort gegeben, man möge doch einmal die Buchstaben des Akronyms ein wenig anders gruppieren.

Der Wiederaufstieg des Unternehmens erhält bald optischen Ausdruck: Von 1955 bis 1957 wächst das konsequent funktionale BASF-Hochhaus empor, das den Namen des Firmengründers Friedrich Engelhorn erhält. Damit besitzt die Chemiemetropole Ludwigshafen, in der sich keine ehrwürdigen Dome finden, ihr angemessenes Wahrzeichen, das auch noch markant herausragt, als die Stadt von weiteren Hochhäusern übersät wird.

Dank der Exporterfolge der im Stadtgebiet angesiedelten Unternehmen gehört Ludwigshafen nach kurzer Zeit zu den wohlhabendsten deutschen Kommunen und spielt in der Liga von Hamburg, Köln, Düsseldorf, Frankfurt und München. 1970, als sich die Stadtväter großmütig entschließen, dem von der Linken als Ikone verehrten utopischen Spätmarxisten Ernst Bloch die Ehrenbürgerschaft zu verleihen, ist das von diesem einstmals so bitter kritisierte Ludwigshafen nicht mehr wiederzuerkennen. Der Kapitalismus triumphiert zwar wie eh und je, doch reformistische Sozialdemokraten und Gewerkschafter, engagierte CDU-Politiker, auch fortschrittliche Konzernchefs und Unternehmer haben – ausgestattet mit üppigen Gewerbesteuer-einnahmen – die Chemiemetropole inzwischen zu einer lebenswerten Großstadt gemacht, verkehrsgerecht, konsequent von Grünflächen durchzogen und mit mehr als nur einem Hauch von Kultur.

Ludwigshafen, eine Stadt ohne Träume, in der die Großchemie alles beherrscht, wo es hart und ungemütlich zugeht – das ist die Welt des jungen Helmut Kohl. Friesenheim, das Dorf, in dem seine Großeltern mütterlicherseits sich angesiedelt haben und wo er selbst aufwächst, ist schon 1892 von dem gefräßigen Ludwigshafen eingemeindet worden. Das Werksgelände der BASF hat sich wie ein Riegel zwischen das Dorf und den Rhein geschoben und wächst breiter und breiter nach Norden hin. Kohl entstammt zwar einem Beamtenhaushalt, aber er kann der überall präsenten Großchemie nicht entgehen, und er will es auch gar nicht.

Ein Blick auf Kohls frühe Jahre zeigt exemplarisch, wie die Arbeitswelt von Ludwigshafen damals beschaffen war. Während seines Studiums arbeitet der kräftige

Bursche in den Semesterferien insgesamt zehn Monate lang, mit Gummistiefeln und Gummischürze bekleidet, in der Steinschleiferei der BASF, wo er in der schmutzigen Brühe aus Wasser und Steinstaub im Akkord Sandsteinklötze zur Auskleidung von Tiefbauschächten zurechtschleift. »Malochen« nennt man das im Ruhrgebiet. Doch die BASF zahlt die höchsten Löhne, fünf Mark pro Stunde waren es, prahlt er später, und von nun an weiß er, wie sich die sogenannte bürgerliche Gesellschaft aus Sicht der Arbeiter darstellt: »Dreieinhalb Jahre als Werkstudent waren vielleicht die Grundlage für meine spätere Laufbahn.«⁴

Nach dem Ende des Studiums folgt ein Zwischenspiel als Direktionsassistent bei der Eisengießerei Willi Mock, auch das ein Ludwigshafener Betrieb mit damals rund 250 Arbeitern und Angestellten. Das klingt vornehm, ist es aber nicht. Daß es in einer Eisengießerei genauso grob zugeht wie zuvor in der Steinschleiferei, versteht sich von selbst. Ein sogenannter Direktionsassistent kann sich nur mit ständigem Gebrüll behaupten. Die Ludwigshafener Arbeitswelt ist nichts für zarte Gemüter.

Danach lernt Kohl die Ludwigshafener Chemie gleichsam auf den höheren Etagen kennen. Während der gesamten sechziger Jahre verdient er ein anständiges Gehalt beim Landesverband der chemischen Industrie von Rheinland-Pfalz, kurz »Chemieverband« genannt, muß aber gewissermaßen zwei Jobs zugleich gerecht werden. Da ist zum einen die tagtägliche Verbandstätigkeit, wo er mit Fragen der Wirtschafts-, Finanz-, Zoll-, Steuer- und Umweltpolitik befaßt ist, zum anderen, in der Freizeit, die ausufernde politische Aktivität. Selbstverständlich wissen die Bosse, daß sie hier einen jungen Mann beschäftigen, der vielleicht politisch seinen Weg machen wird und somit von Nutzen sein kann. Aber im Ludwigshafen der frühen sechziger Jahre gibt es noch keine Sinekuren. Man erwartet, daß er sich einsetzt.

Im Jahr 1960, als er beim Chemieverband anheuert, steigt er gerade in die Kommunalpolitik ein und wirft sich dort sofort mit aller Kraft ins Zeug. Neun Jahre hindurch, bis er zum rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten gewählt wird, ist er hier der unumschränkte, noch vergleichsweise junge, bemerkenswert grob zulangende, stets zum heftigen Streit aufgelegte Vorsitzende der CDU-Stadtratsfraktion, die sich allerdings zu seinem großen Verdruß gegenüber den allmächtigen »Sozen« andauernd in der Position der strukturellen Minderheit befindet.

Von Mitte der sechziger Jahre an wächst Helmut Kohl spürbar aus Ludwigshafen heraus, nimmt die Aufgaben im Chemieverband und im Stadtrat aber immer noch mit Organisationsgeschick und einer physischen Robustheit wahr, die schon damals manchen erstaunt. Die Herren auf den höchsten Etagen des Chemieverbands sind sich nun darüber im klaren, daß dieser junge Mann politisch auf dem Weg ganz nach oben in Rheinland-Pfalz ist. Seine Tätigkeitsfelder werden dementsprechend verändert. Nun ist in erster Linie seine aktuelle und politische Nützlichkeit gefragt. Es wäre nicht zutreffend, ihn in dieser Phase als Lobbyisten zu bezeichnen. Dafür ist er

bereits zu eigenständig. Der Chemieverband betreibt durch ihn nicht Landschaftspflege, sondern beschäftigt ihn eher als vielversprechenden Landschaftsgärtner, der seinerseits hochgestellte Manager der Chemieindustrie in sein Netzwerk eingliedert. Nun kann er sein Tätigkeitsfeld mit Billigung einsichtsvoller Chefs zusehends in den Mainzer Landtag verlagern und seine Arbeitszeit selbst einteilen. 1969, als er Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz wird, gibt er beide Positionen in seiner Vaterstadt auf, die Arbeit beim Chemieverband und den Posten als Boß der CDU-Stadtratsfraktion.

Tatsache ist jedenfalls: Helmut Kohl ist in den ersten vierzig Jahren seines Lebens Tag und Nacht auf den verschiedensten Feldern in Ludwigshafen aktiv: als Schüler und junger Parteiaktivist, als Werkstudent, als Wahlkampfleiter, von 1959 an als Landtagsabgeordneter für seine Heimatstadt, zudem während der ganzen sechziger Jahre als Fraktionsvorsitzender im Stadtrat und beim Chemieverband. Er ist somit ein Produkt dieser unsentimentalen Industriestadt, die er kennt wie seine Hosentasche, in deren Rhythmus er lebt, in der er alles über die Bedingungen der zeitgenössischen Industriegesellschaft gelernt hat, von den sehr unterschiedlichen Mentalitäten ihrer Milieus bis zu ihren Defiziten und Chancen. Im Gesichtsfeld der überregionalen Öffentlichkeit taucht er allerdings erst als Ministerpräsident von Mainz auf.

Mit Mainz verbinden sich in der damaligen Bundesrepublik die unterschiedlichsten Assoziationen: der Mainzer Karneval («Mainz wie es singt und lacht») oder auch die Feierabendwelt des Fernsehzeitalters bei den Mainzelmännchen auf dem Lerchenberg. Kohl selbst gibt jetzt im berühmten Weinkeller der Mainzer Staatskanzlei den burschikosen Ministerpräsidenten, der oberflächliche Besucher eher an die Pfälzer Weinstraße denken läßt und daran, wie einstmals ein Volkskundler schrieb, »daß man in diesem gesegneten Land seinen Magen ... nicht umsonst hat.«⁵ Doch sie täuschen sich, denn das ist nur ein Teil der Wahrheit. Wer es künftig mit Helmut Kohl zu tun bekommt, sollte tunlichst nie vergessen, daß er hier einen harten Brocken vor sich hat, der aus der ungemütlichen Industriestadt Ludwigshafen kommt, wo einem nichts geschenkt wird und wo man genauso zäh arbeiten gelernt hat wie im Schwäbischen.

Kohls Verbindung zum heimischen Ludwigshafen reißt nicht ab, als er zunächst nach Mainz geht, dann nach Bonn und ganz am Ende seiner politischen Wirksamkeit nach Berlin. Er behält seinen Wohnsitz in Ludwigshafen, wo er sich Ende der sechziger Jahre in dem etwas besseren Stadtteil Oggersheim, Marbacher Straße 11, ein geräumiges Haus gebaut hat. Auch Oggersheim ist Ludwigshafen, denn es wohnen dort nicht nur gut Betuchte, sondern ebenso Tausende von Arbeitern. In diesem Stadtteil dominieren die Sozialdemokraten, die hier in den frühen siebziger Jahren zum großen Verdruß Kohls und seiner CDU eine »Integrierte Gesamtschule« ein-

richten.⁶ Keine heile Welt, in Oggersheim genauso wenig wie im Ortsteil Friesenheim oder in der Gartenstadt, wo Kohl zuvor gewohnt hat, wohl aber eine Welt, in der er sich offensichtlich zu Hause fühlt und in der er immer wieder Kraft tankt!

Seine Mitarbeiter in Bonn wissen zu berichten, daß er jeden Freitag pünktlich um 16.30 Uhr seinen Wagen besteigt oder als Bundeskanzler den Hubschrauber, um nach Ludwigshafen zu enteilen.⁷ Natürlich hört die Politik dann nicht auf: Besprechungen, Telefonate, kürzere Fahrten zu Parteiveranstaltungen. Aber man weiß auch, daß er dort einen vom Mainzer und Bonner Betrieb weit entfernten Kreis alter Freunde trifft sowie Männer und Frauen der Ludwigshafener Parteibasis. Sie berichten ihm am Samstagmorgen im Schwimmbad, in der Sauna oder wo auch immer völlig ungeschminkt, was man in der Industriestadt Ludwigshafen tatsächlich von den Künsten der Bonner Politik hält, was Verdruß bereitet, worüber man sich aufregt und wo der Parteivorsitzende und Bundeskanzler eigentlich Remedur schaffen sollte. Am Montagmorgen warten seine Mitarbeiter schon darauf, daß er sie mit Erkundigungen oder Aufträgen herumhetzt, weil ihm der oder jener dies oder jenes gesteckt hat, was dem großen Mann einleuchtet.

In Ludwigshafen hat Helmut Kohl nicht nur seinen Wohnsitz, wo er ins Familienleben eintaucht, wohin er des öfteren Parteifreunde zitiert und wo er gelegentlich auch Staatsgäste empfängt. Die Stadt ist auch weiterhin seine kommunalpolitische Heimat. Als er 1973 Bundesparteivorsitzender der CDU wird und auch als er 1976 als Kanzlerkandidat erstmals bundesweit ausgreift, bleibt er kommunalpolitisch in Ludwigshafen verwurzelt. Seitdem er an der Spitze der Landesliste von Rheinland-Pfalz in den Deutschen Bundestag gelangt ist, versucht er unablässig, der SPD den Wahlkreis Ludwigshafen abzujagen. Viermal scheidet er dabei, erst 1990 erringt er als »Kanzler der Einheit« auch das Direktmandat. 1994 kann er es verteidigen. Doch 1998 verliert er nicht nur die Bundestagswahl, sondern auch das Direktmandat für Ludwigshafen.

Wenn nötig, macht er pointiert darauf aufmerksam, wo sich seine politische Basis befindet. Als beispielsweise Heiner Geißler Ende 1993 in der CDU/CSU-Fraktion wieder einmal an das linke Gewissen der CDU appelliert, kanzelt er ihn ab: »Ich wohne nicht irgendwo, ich wohne unter ganz normalen Industriearbeitern.«⁸ Nach dem definitiven Ende seiner Karriere bleibt er nicht in Berlin. Er kehrt nach Ludwigshafen zurück, in die Marbacher Straße 11, und verbringt hier seinen Lebensabend, umsorgt von Frau Maike und besucht von treuen Jugendfreunden.

Selbstverständlich unterliegt jedermann in unseren Tagen den unterschiedlichsten Einflüssen. Das gilt ganz besonders für einen Spitzenpolitiker wie Helmut Kohl. Doch wenn einer wie er die ersten vierzig Jahre seines Lebens in seiner Geburtsstadt tätig ist, danach für weitere vierzig Jahre und mehr seinen Wohnsitz dort beibehält und das breitgefächerte politische Netzwerk weiter pflegt, muß die Prägekraft dieser

Umgebung hoch veranschlagt werden. Von den Bundeskanzlern sind nur Konrad Adenauer und Helmut Schmidt genauso »ortsfest« geblieben. So wie Kohl mit Leib und Seele ein Ludwigshafener ist, war Adenauer zeitlebens ein »kölsche Jung«, und Helmut Schmidt ist unverwechselbar ein Hamburger. Köln und Hamburg sind jedoch keine reinen Industriestädte. Sie haben viel Industrie, sind aber zugleich ausgeprägte Handelsstädte, Bankenzentren, neuerdings auch Medienzentren, und sie besitzen eine Stadtkultur, die jahrhundertweit zurückreicht. Ludwigshafen hingegen ist primär Industriestadt, somit auch eine Arbeiterstadt, von ganz eigenem Profil und recht spezifischer Prägekraft. Diese lebenslange Verwurzelung unterscheidet Kohl von allen CDU- und SPD-Kanzlern vor und nach ihm. Bezüglich der CDU-Kanzler erübrigt sich jede Beweisführung, und bei den SPD-Kanzlern weisen der Lübecker Willy Brandt oder Gerhard Schröder, der aus einem Dorf kommt, das keiner kennt, nicht die lebenslange Einbettung in eine Arbeiterstadt auf, ungeachtet ihrer Herkunft aus dem Arbeitermilieu.

Wer somit bezüglich Helmut Kohls allein auf die Herkunft aus der Pfalz achtet, verkennt die Tatsache, daß es eine besonders markante Ecke der Pfalz ist, in der er sich zu Hause fühlt und die ihn zu einem harten Burschen machte.

Der Pfälzer

Helmut Kohl ist ein Produkt der harten Industriestadt Ludwigshafen. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Ludwigshafen liegt nämlich inmitten der einstmaligen Kurpfalz. Die Ludwigshafener sind waschechte Pfälzer. Kohl ist zeitlebens geradezu als Inkarnation pfälzischer Eigenarten aufgetreten. Er hat das nicht versteckt, sein breites pfälzisches Naturell vielmehr mit provozierender Selbstverständlichkeit auf der bundesdeutschen Politbühne zur Geltung gebracht, nicht zuletzt die starke Dialektfärbung seiner Sprache, die auf Nicht-Pfälzer gemütlich wirkt, aber auch ungeschlachtet. »Mitten im provinziellen Milieu der deutschen Politik«, so hat dies der Publizist Johannes Gross ausgedrückt, »geht vom Oppositionsführer im Deutschen Bundestag ein strengerer Geruch von Provinzialität aus als von den anderen.«¹ Das war spitzzüngig formuliert, aber nicht unfreundlich gemeint. Gross bescheinigte Kohl nämlich zähe Willenskraft, rastlosen Tatendrang und ein offenbar kerngesundes, belastbares Naturell. Nur, das pfälzische Idiom ...: »Das nutzen die Gegner; Kohl soll aussehen wie der Bauer, der sich wie die kleinen Leute am Sonntag für etwas Besseres herausstaffiert.« Weitere Zitate, die sich mit dem Pfälzertum Kohls befassen, ließen sich in Hülle und Fülle beibringen – meist aus der kritischen Presse. Ganz offenbar hat die Beobachtung, daß er aus dem pfälzischen Volksstamm kam, bei seiner Wirkung auf Dritte eine Rolle gespielt.

Nun gehört es zu den Grundtatsachen der deutschen Nationalgeschichte, daß sich die deutschen Stämme untereinander nicht besonders mögen. Wenn die Eigenart regionaler Herkunft in der Sprechweise unüberhörbar hervortritt – wie bei den Schwaben, den Sachsen, den Oberbayern, den Kölnern und den Pfälzern –, gereicht das den jeweiligen Spitzenpolitikern nicht zum Vorteil. Ihr vom korrekt geschliffenen Hochdeutsch abweichender Dialekt fördert diese Eigenart, einander nicht zu mögen. Preußisch-norddeutsche Überheblichkeit mag hinzukommen. Adenauers weich-verschliffenes Kölsch schien noch erträglich, weil dieser humorvolle Bundeskanzler ein Unterhaltungstalent war, das die Lacher immer auf seiner Seite hatte. Das Schwäbisch von Theodor Heuss wurde als Merkmal behaglichen altschwäbischen Bürgertums gewertet. Bei anderen aber zeigte man sich strenger, und am allerstrengsten bei dem Pfälzer Helmut Kohl.

Bosheit und Ranküne, die in der Politik nie abwesend sind, waren dabei sicherlich mit im Spiel. Man kann aber gar nicht stark genug unterstreichen, daß Helmut Kohl als unverfälschter Sohn seiner Heimat verstanden werden wollte. Seine pfälzische Wesensart, so sah er es, gehörte zum innersten Kern seiner Identität. Die Imageberater, die mit ihm oft ihre liebe Not hatten, berichten übereinstimmend, wie er, auf diese oder jene im Fernsehen vielleicht für störend erachtete Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht, stereotyp geantwortet habe, er lasse sich nicht verbiegen.

In unserer Darstellung wird noch hinlänglich deutlich herauszuarbeiten sein, daß Helmut Kohl ein Unikat ist – einmalig wie jedes Individuum und psychisch komplizierter, als seine massige Erscheinung erwarten läßt. Er entspricht aber auch in bemerkenswerter Weise dem Cliché, das man sich von den Pfälzern macht.

Zu den Klassikern der deutschen Volkskunde gehört eine gut geschriebene Studie des seinerzeitigen Münchener Professors Wilhelm Heinrich Riehl. Der Historiker und Journalist hatte es 1854 im Alter von 31 Jahren unternommen, im Auftrag des bayerischen Königs Maximilian II. die Besonderheiten der Bewohner in der bayerischen Rheinpfalz zu untersuchen. Maximilian war nicht zuletzt deshalb daran gelegen, weil die Pfalz während der Revolutionsjahre 1848/49 ein Brennpunkt politischer Unruhe gewesen war. Darüber hinaus zeigte sich die bayerische Verwaltung, wie eingangs schon skizziert, entschlossen, ungeachtet aller bedenklichen Erfahrungen, die man mit den Mannheimer Gewerbetreibenden und Industriearbeitern gemacht hatte, in Ludwigshafen den Weg der Industrialisierung zu beschreiten. Die Arbeit erschien 1857.² Schon die Überschrift der Kapitel läßt erkennen, daß Riehl deskriptiv vorging und dann aus seinen genauen Beobachtungen geistvolle Schlußfolgerungen zog. Nacheinander handelte er ab: Landesart und Landesbau; des Volkes Stamm und Art; die Kunstdenkmale als Wahrzeichen des Volksgeistes; Siedlung und Wohnung; die Volkstracht; die pfälzische Küche; der Pfälzer Dialekt und die Dichter; politische und soziale Charakterzüge; kirchliches Volksleben. Für Volkstamm, Volks-

geist oder Volkscharakter würden wir heute andere Termini wählen. Doch stellt es wirklich einen großen Unterschied dar, wenn man statt vom Stamm von ethnischen Gruppen oder statt vom Volkscharakter von gesellschaftlichen Mentalitäten spricht?

Wie es einem guten Essay entspricht, streute Riehl ohne Pedanterie in die einzelnen Kapitel pointierte Feststellungen zu den Mentalitäten in den unterschiedlichen Regionen der Pfalz von der Rheinebene über die Hardt und den Pfälzer Wald bis zum Westrich ein. Verblüffenderweise liest sich manches, was er dabei herausarbeitet, wie Charakterstudien, die witzige bundesdeutsche Journalisten der sechziger, siebziger, achtziger und neunziger Jahre über das Phänomen Helmut Kohl zu Papier gebracht haben. Die Pfälzer, so lesen wir hier, weisen den Lebensstil der Bauern und der Bürger in kleinen, überschaubaren Städten auf. Sie gehören zu den »fleißigsten Landwirten Europas«. Gerühmt werden die »fränkische Regsamkeit« und die »unvertilgbare Frische, Raschheit und Schnellkraft der Bewohner«, auch deren »angestammte Lebensklugheit«. Sie weisen aber auch andere Charaktereigenschaften auf, die man häufig bei Bauern antrifft: Der Pfälzer ist »praktisch pffiffig wie einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist schlitzöhrig, ein ›durchtriebener‹ Schlaukopf«.

Was dem Beobachter Riehl noch auffällt, sind die Fähigkeit, »Fremdes sich anzueignen«, und eine charakteristische »Rührigkeit«, »Gewandtheit«, auch »Schlagfertigkeit«, die bei diesem fränkisch-alemannischen Mischvolk ein typisch fränkisches Erbe ist. Die realistischen Pfälzer seien kein Volksstamm, der ein Übermaß an schöpferischen Geistern ersten Ranges aufweist, aber sie besäßen, vor allem in der Vorderpfalz, ein ausgeprägtes Talent »zum leichten Erfassen aller Bildungstoffe«. Ganz ausgeprägt seien die Geselligkeit, die ziemlich hemmungslose Gesprächigkeit und das laute Wesen der Pfälzer. Irritierte Nachbarn aus anderen Regionen würden sie deshalb die Pfälzer »Krischer« nennen. Die von Redeseligkeit genährte Suada der Pfälzer sei nicht zu bremsen, und der echte Pfälzer teile unablässig aus: »Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen und zwar Schlag auf Schlag. Auf jede unbequeme Bemerkung muß man kräftig auftrumpfen, damit man nicht für einen Pinsel gelte. Besser du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts. Sagst du die Dummheit nur recht nachdrücklich, so wiegt sie schon so schwer wie ein gescheites Wort. Andere Leute reden auch nicht lauter Weisheit, aber sie reden leiser als die Pfälzer.« Der Pfälzer sei aber nicht nur irritierend laut und reiße überall die Gesprächsführung an sich (»jedes Eisenbahncoupé wird ihm zu einer Volksversammlung«); er fluche auch gern und häufig, liebe es zu renommieren und trete nicht »barsch«, sondern »forsch« auf, wenn er eine Kraftnatur ist: »Daher gewinnt der keckste, übermütigste, ›forscheste‹ Bursch hier leichter als anderswo die größte Volksbeliebtheit.«

Zu Intonation und Rhetorik der Pfälzer teilt Riehl einige aufschlußreiche Beobachtungen mit: Die »tonlose Schlußsilbe« werde, wo möglich, weggeworfen »und

durch den einfachsten Bau der Sätze ein mehr springender, stoßender Tonfall als ein eigentlicher Fluß des Wortgefüges erzielt«. In Vortrag und Akzent des Pfälzers äußere sich »ein rasches, bestimmtes, selbst trotziges Wesen ... Er betont stark, oft überstark, oft zu viele Wörter in demselben Satze, er möchte alles unübertrefflich klar und bestimmt sagen. Man hört Leute, denen die Rede gleich armsdick aus der Kehle springt.«

Erwähnenswert ist aus Sicht des Volkskundlers Riehl auch die große Lust am Essen und Trinken: Bei der Kirchweih vertilge der Pfälzer »Berge von Kuchen aller Art« und riesige Mengen Fleisch. Wer es sich leisten kann, wünsche allerdings »eine ausgesuchte, herrschaftliche Tafel«, die Speisen müßten »fein und abwechslungsreich sein« und die Weine erlesen. Wie überall gebe es natürlich auch in der Pfalz das Nebeneinander der deftigen Küche einfacher und der erlesenen Küche wohlhabender Leute, aber: »... die pfälzische Küche gehört zu den ethnographisch, ökonomisch und sozial merkwürdigsten Volksaltertümern des Landes. Die Pfälzer haben in ihrer Küche vielleicht mehr konservativen Geist bewahrt als auf irgendeinem anderen Punkte des häuslichen Lebens.«

Dieses häusliche Leben gehört zu den auffälligen Merkmalen des Pfälzer Lebensstils. Diagnostiziert wird eine »ausgezeichnete Familienhaftigkeit«. Nicht nur halte der Pfälzer »die Sitten des Familienlebens mit besonderem Eifer aufrecht«, auch auf »Beachtung der Verwandtschaftsgrade« werde mit Strenge gesehen. Es versteht sich von selbst, so darf man hinzufügen, daß es in diesen Familien so zugeht, wie überall auf der Welt und zu allen Zeiten: Man lebt geduldig oder ungeduldig zusammen, erträgt sich, streitet sich, arbeitet sich aneinander ab, ist aufeinander stolz oder fügt sich Verletzungen zu. Doch wie auch immer: Die Pfälzer sind Familientiere und kommen davon ihr Leben lang nicht los.

Mit der Familie ist in den Epochen vor der Säkularisierung die Konfession unauflöslich verbunden. Doch nach dem Abklingen der konfessionellen Kämpfe in der Frühen Neuzeit, die in der Pfalz »eine Leidensgeschichte ohnegleichen« war, ist die Religiosität nunmehr eher moderat. Das ergibt sich aus der Tatsache, daß die Pfalz ein typisches Mischgebiet von Katholiken, Calvinisten und Lutheranern ist mit einem Einsprengsel von Juden. Auch die Jahre der Zugehörigkeit des linken Ufers der Rheinpfalz zu Frankreich zwischen 1801 und 1815 bewirkten da und dort eine gewisse religiöse Indifferenz. Religiöse Toleranz war nach Riehls Beobachtungen in der modernen Pfalz jedenfalls weit verbreitet, selbst bei den meisten Bauern, so daß man »wochenlang mit ihnen verkehren kann, ohne überhaupt nur zu merken, ob er katholisch oder protestantisch ist«. So seien die Pfälzer »von Haus aus religiös, aber ein besonders kirchliches Volk kann man sie nicht nennen«.

Zu dem, was man als politische Kultur bezeichnet, finden sich bei dem scharfsinnigen Riehl nur wenige Andeutungen. Der Umstand, daß der gegen alles Aufrührerische allergische Maximilian von Bayern und die hohen Beamten des König-

reichs Adressaten dieser Studie waren, mag das erklären. Immerhin konstatiert er einen dem Trotz »nahe verwandten Drang nach persönlicher Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit«. Dieser weit mehr für die Alemannen als für die Franken charakteristische »demokratische Zug« sei bei den Pfälzern nicht verlorengegangen. Als grundlose Verleumdung weist Riehl den von »Landesunkundigen« geäußerten Vorwurf zurück, »im pfälzischen Volk herrsche eine mächtige stille Neigung zum politischen Anschluß an Frankreich«, beschreibt dann aber pointiert den »Partikularismus des Pfälzertums«: »Der Pfälzer will nicht Franzose sein, auch nicht Preuße, nicht einmal schlechtweg Deutscher oder Bayer: Pfälzer will er sein und als Pfälzer bayerisch und deutsch.«

So weit Riehl. Seinen Beobachtungen wurde hier vergleichsweise viel Platz eingeräumt, weil der Leser so erkennen kann, daß viele Charakterzüge des jungen oder auch noch des älteren Helmut Kohl, über die man sich oft gewundert oder auch gespottet hat, Merkmale eines Pfälzertums sind, das sich bis ins 20. Jahrhundert gehalten und bei ihm ganz riesige, massive Gestalt angenommen hat, wobei er diese landsmannschaftlichen Eigenarten – manche sprechen auch von Unarten – ungeübt und geradezu lustvoll auszuleben entschlossen war.

Wenn er auf sein Pfälzertum nichts kommen läßt, so nicht nur deshalb, weil er ein starkes Ego besitzt, das stärker und stärker wurde, je höher die Rangstufen, die er erkletterte, und je mehr Erfolg er hatte. Zu seiner Identität gehört auch eine ganz natürliche, besonders stark ausgeprägte Heimatliebe. Diese geht weit, aber nicht sehr weit über Ludwigshafen hinaus. Sie erfaßt im großen und ganzen die Ausdehnung der einstigen Kurpfalz; Mannheim, zeitweilig Sitz der Kurfürsten, gehört natürlich dazu, ebenso Heidelberg mit seinem Umfeld, Speyer mit dem Kaiserdom der Salier, desgleichen Worms, die Pfälzer Weinstraße entlang dem Hügelland der Hardt von der elsässischen Grenze im Süden bis Bockenheim, Albisheim und Kirchheimbolanden im Norden, die Kaiserburg Trifels, überhaupt die Wanderparadiese des Pfälzer Waldes im Westen und des Odenwalds im Osten des Rheingrabens. Die eigentliche Achse der Kurpfalz ist natürlich der Rhein, sein Jugendparadies, wo er als Schüler noch vor dem Unterricht Rheinkrebse fängt oder als Anführer seiner Clique, zu der auch schon seine Freundin Hannelore Renner gehört, an langen Wochenenden zur Kollerinsel schwimmt und sich vom Wellengang der Rheinschlepper schaukeln läßt.

Zeitbens pflegt Helmut Kohl drei Zugänge, sich der pfälzischen Heimat zu vergewissern: lange Wanderungen kombiniert mit gutem Essen und Trinken, die Lektüre geschichtlicher Darstellungen sowie die Unterhaltung mit Spezialisten, die heimatgeschichtlich Bescheid wissen, und schließlich – dies am häufigsten – Wahlkampfauftritte, Fahrten in amtlicher Eigenschaft oder die Gepflogenheit, höchstselbst als kundiger Fremdenführer Staatsgäste oder andere Besucher, die er mag, mit den land-

schaftlichen, kulturellen und gastronomischen Schätzen der Pfalz vertraut zu machen. Die Pfalz wird somit gleichzeitig erwandert, studiert und politisch erobert.

Kohl gehört noch einer Generation an, die mit dem Wandern groß geworden und lange dabei geblieben ist. Frühe Ausflüge, von denen er später gern erzählt, führen ihn mit den Eltern zum Kaiserdom in Speyer. Wenn die politischen Aktivitäten einmal ruhen, erwandert er sich in der Studentenzeit die schönsten Winkel des Odenwalds nördlich von Heidelberg. Später begleitet ihn nicht nur die eigene Familie. Wanderungen und Besuche im kurpfälzischen Raum gehören jetzt auch zu seinem politischen Kalender. Parteifreunden, die ebenfalls gerne wandern, wie der CDU-Generalsekretär Bruno Heck oder der spätere Bundespräsident Karl Carstens, bringt er ungeachtet politischer Kalküle und gelegentlicher Dissonanzen schon deshalb besondere Sympathie entgegen. Franz Josef Strauß, mit dem er des öfteren durch die Berg- und Hügelswelt in Oberbayern stapft, muß hin und wieder mit ihm durch den Pfälzer Wald marschieren. Auch Mitterrand wird gelegentlich zum Wandergefährten erkoren und scheint dieses Freizeitvergnügen zu genießen. Er tut jedenfalls so.

Alle einstigen Mitstreiter, die man befragt, wissen von den regelmäßigen »Sommerreisen« und den »Winterreisen« zu erzählen, zu denen Helmut Kohl an die zwanzig oder dreißig Teilnehmer einlädt, um tüchtig zu wandern, zwanglos zu plaudern, dabei das Gemeinschaftsgefühl zu stärken, aber auch lärmig zu bechern und zu schmausen. Die Sommerreise führt in den Pfälzer Wald mit einem Abstecher ins »Au Cheval Blanc« der Madame Zink in Niedersteinbach – auch ein Zipfel des Elsaß gehört noch zur näheren Heimat. Ziel der Winterreise ist der Odenwald. Dort geht es von der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, wo ein erster Imbiß gereicht wird, über Amorbach bis nach Rheinbach zu »Waibels Neckarblick«. Auch ein Orgelkonzert auf der Silbermann-Orgel in der Schloßkirche des Fürsten von Leiningen gehört des öfteren zu den Höhepunkten dieser vorweihnachtlichen Exkursion.³

Etwas heiklere Staatsgäste, denen keine Wanderstrapazen zuzumuten sind, werden wenigstens mit den großen Orten deutscher Vergangenheit bekannt gemacht, mit dem Dom zu Speyer oder dem Hambacher Schloß, wohin der in der Metternich-Zeit polizeinotorische Radikalliberale Philipp Anton Siebenpfeiffer für den 27. bis 30. Mai 1832 zu einem »Nationalfest der Deutschen« eingeladen hatte. Kohl weiß dann am historischen Ort zu berichten, daß dort tatsächlich unter den schwarzrot-goldenen Fahnen 20 000 bis 30 000 begeisterte Republikaner zusammenströmten, auch flüchtige Kämpfer des polnischen Aufstands von 1830 und demokratische Franzosen. Er berichtet von der folgenden Repression und vergißt auch nicht zu erwähnen, daß Siebenpfeiffers Volksblatt *Westbote* für kurze Zeit in Oggersheim erschienen ist. Einer der Gäste, die er zu einer Ansprache vor beinahe 10 000 jungen Zuhörern aufs Hambacher Schloß führt, ist im Mai 1985 Ronald Reagan. Der amerikanische

Präsident erfährt bei dieser Gelegenheit, daß die deutsche Demokratie in der Pfalz seit alters her starke und tiefe Wurzeln hat und gleichzeitig in die gesamteuropäische Demokratiebewegung des frühen 19. Jahrhunderts eingebettet war. Je höher Helmut Kohl steigt und je bedeutender seine Gäste sind, um so konsequenter verbindet er die Exkursionen in der Pfalz mit politischen Botschaften. Daß auch solche Besuche in den ihm wohlbekanntem ländlichen Lokalen mit erlesener heimischer Küche enden, versteht sich von selbst.

Die Wanderungen in der Pfalz würden ihn nicht so begeistern, wäre er nicht als ausgebildeter Historiker mit allen Aspekten der komplizierten pfälzischen Territorialgeschichte bestens vertraut. Sein Geschichtsstudium, das er 1958 in Heidelberg mit der Promotion abschließt, ist weder analytisch noch theoretisch ambitioniert, wie dies heute häufig der Fall ist. Es ist eine Art Liebhaberstudium eines jungen Mannes, der nicht zuletzt Freude an der Vielfalt der pfälzischen Territorialgeschichte hat, und zwar im umfassenderen Kontext der deutschen und europäischen Geschichte. Anschaulichkeit, historische Bedeutsamkeit der Vorgänge und der Persönlichkeiten, Lehren für die Gegenwart – das ist es, was er erwartet. Das Thema seiner zeitgeschichtlichen Dissertation »Die politische Entwicklung in der Pfalz und das Wiedererstehen der Parteien nach 1945« paßt in dieses Bild. So verblüfft er künftig bei Unterredungen, bei Führungen oder auch in improvisierten Ansprachen mit Detailkenntnissen und überraschenden Aktualisierungen.

Die Geschichte der Pfalz ist für ihn eine Art Mikrokosmos der Reichsgeschichte, vieldeutig, spannungsreich, zwischen Katastrophen und Aufschwüngen wechselnd. Mehr als in jeder anderen deutschen Region hat dabei die bedrängende Nachbarschaft zu Frankreich Spuren in den Orten und Spuren im Gedächtnis hinterlassen. Geben wir nochmals Wilhelm Heinrich Riehl das Wort. Wer zum ersten Mal die Pfalz durchwandert, schreibt dieser Beobachter aus dem 19. Jahrhundert, »dem treten sofort seltsame Rätsel und Widersprüche des Volkscharakters entgegen. Überall sieht er zerstörte Schlösser und Burgen und Kirchen, die Spuren weiland gebrochener Städte und verwüsteter Dörfer, und überall sagt man ihm ganz ruhig, das hätten die Franzosen getan, gleich als ob sich eine Franzosennot so von selbst verstünde wie Hagelschlag und Wassernot. Trügen die Pfälzer den bittersten Groll in der Brust gegen alles Französische, man würde es natürlich finden; statt dessen halten sie gute Nachbarschaft und haben mit leichtem Sinn das Schlimme vergessen, obgleich noch bei alter Leute Gedenken (1794) das Land zum letzten Male von den Franzosen systematisch verwüstet und ausgeplündert worden ist.«⁴

Bekanntlich ist die deutsche Geschichte und die der deutsch-französischen Beziehungen danach weitergegangen, wobei im 20. Jahrhundert deutsche wie französische Besatzungen, Zerstörungen und systematische Ausplünderungen sich abgelöst und aneinander aufgeschaukelt haben. Daß dies auch in der Pfalz bis weit in die

fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts zu antifranzösischem Mißtrauen und zu Aversionen führte, ist bekannt. Die Reaktionen auf vergangene Leiden und Kränkungen sind immer vielfältig. Doch Helmut Kohls emphatische Grundeinstellung erinnert doch in vielem an jene gelassene, lebenspraktische Versöhnlichkeit, die in der Pfalz anscheinend auch in weiter zurückliegenden Friedensepochen zu beobachten war.

Eine tiefe Vertrautheit mit jedem Winkel seiner Heimat gewinnt Helmut Kohl schließlich durch seine politischen Aktivitäten. Von so gut wie jedem Ort der Kurpfalz zwischen Simmern und Landau, zwischen Zweibrücken und Heidelberg wird er künftig dies oder jenes zu erzählen haben und dabei mit seinen historischen Detailkenntnissen glänzen. Nach Art eines echten Hobby-Lokalhistorikers weiß er über die Territorialgeschichte im kleinsten Winkel seiner engeren Heimat Bescheid, und das natürlich viel besser als jeder, der sich mit ihm messen möchte. So führt der eben abgewählte Kanzler beispielsweise mit dem Oberpfälzer Heribert Prantl, den er für einen vorlauten linken Vogel hält (nicht »frei von hinterhältigen Bösarbeiten«),⁵ am Abendtisch des CDU-Parteitags zu Erfurt ein heftiges Wortgefecht über die historische Zugehörigkeit von Oggersheim, wo Kohl seinen Wohnsitz hat, und Nittenau, wo Prantl herkommt.⁶

Am wichtigsten sind ihm natürlich die Anekdoten aus eigenem Erleben. Die Pfälzer Wahlkampfeinsätze beginnen bereits in der Schulzeit. Beim Bundestagswahlkampf 1949 nimmt er an der nachmals berühmten Wahlkundgebung der CDU am 21. Juli auf dem Heidelberger Schloß teil, auf der Adenauer, der bayerische Ministerpräsident Hans Ehard und Gustav Heinemann an einem prächtigen Sommerabend unter den Klängen des Einzugsmarschs aus Richard Wagners *Tannhäuser* erscheinen, die 5000 Zuhörer auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie ein schwören und am Schluß mit ihnen das »Niederländische Dankgebet« singen: »Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten ... Der alle seine Feinde wird stürzen zu Grund ...«⁷ Die Pointe der Geschichte besteht darin, daß es ausgerechnet Gustav Heinemann ist, den Kohl mit seinem Begleitkommando aufs Schloß lotst. Oder er erinnert sich an die zentrale Pfälzer Wahlkampfkundgebung der CDU mit Jakob Kaiser in der alten Festungsstadt Landau wenige Wochen später, wo an die 3000 Teilnehmer zum Ärger französischer Besatzungsoffiziere begeistert die erste Strophe des Deutschlandlieds anstimmen, obschon sie umsichtig aufgefordert wurden, bitte nur die dritte Strophe zu singen.⁸ Damals ist die Befürchtung noch nicht ganz ausgeräumt, die französische Besatzungsmacht könnte weiterhin versuchen, die Pfalz als scheinautonomes Gebiet von Deutschland abzutrennen wie zur selben Zeit das Saarland.

Zu den stärksten und politisch wichtigsten Einsichten, die Kohl aus seiner Beschäftigung mit der pfälzischen Landesgeschichte gewinnt, gehört somit auch die Gewißheit, daß politische Grenzen nur auf Zeit bestehen. Das Beispiel Pfalz zeige, so weiß er immer wieder auszuführen, die Relativität staatlicher Einheiten und die Ver-

änderbarkeit von Staatsgrenzen. Denn die Pfalz ist alles, nur kein eindeutig festgelegtes Gebilde. Zwar gehört die Kurpfalz mit dem Zentrum Heidelberg seit dem 14. Jahrhundert zu den bedeutenden Territorien des Reiches, aber Abspaltungen, Zerfall und Zusammenschlüsse der verschiedenen Linien bewirkten ständige Veränderungen. Wer weiß heute noch, daß zeitweilig auch Düsseldorf und Jülich kurpfälzisch waren? Zu den Unkalkulierbarkeiten geschichtlichen Wandels gehörte auch der Umstand, daß 1777, kurz vor der Französischen Revolution, Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, auch Kurfürst von Bayern wurde und seine Hauptstadt von dem kulturell strahlenden Mannheim nach München verlegte. Von da an wurde die linksrheinische Rheinpfalz bis zum Jahr 1940 von München aus verwaltet. Nur für die kurze Phase der Angliederung an Frankreich von 1801 bis 1815 galt dies nicht.

Die ersten zehn Lebensjahre Helmut Kohls in Ludwigshafen fielen in die Endphase der Zugehörigkeit der Rheinpfalz zu Bayern. In den Besatzungsjahren erfolgte ein erneuter Umbruch. Am 30. August 1946 errichtete Frankreich in seiner Besatzungszone das äußerst heterogene Staatswesen Rheinland-Pfalz. Mit der bayerischen Rheinpfalz wurden die Regierungsbezirke Trier und Koblenz zusammengefügt, also der Südteil der preußischen Rheinprovinz. Linksrheinisch reichte das neue Land nun bis Remagen, also vor die Tore Bonns. Hinzu kam der einstmals hessische Regierungsbezirk Rheinhessen-Pfalz mit dem Westerwald auf dem rechten Rheinufer. Zum Regierungssitz dieses willkürlich zurechtgeschneiderten Landes bestimmte die Besatzungsverwaltung Koblenz. Erst 1950 wurde Mainz zur Hauptstadt des Landes Rheinland-Pfalz.

Bekanntlich gelang es, den Retortenstaat Rheinland-Pfalz zu konsolidieren und ihm schließlich eine geeignete Verwaltungsstruktur zu verpassen, woran auch Helmut Kohl als Ministerpräsident in den Jahren 1969 bis 1976 einigen Anteil hatte. Beim Blick auf die über die Jahrhunderte sehr wechselvolle Geschichte der Pfalz zeigt gerade diese letzte Phase erneut die Relativität der Grenzen. Denn ob der Regierungsbezirk Pfalz wirklich in den Grenzen von Rheinland-Pfalz verbleiben würde und verbleiben sollte, war anfangs recht fraglich. Viele stellten sich auf den Boden der neugeschaffenen Tatsachen. Manche aber fragten: Sollte man nicht versuchen, so etwas wie die ehemalige Kurpfalz wieder zu errichten? Sprachen nicht vor allem wirtschaftliche Gesichtspunkte dafür, den Großraum Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg zusammenzuführen? Oder war die Rückkehr zu Bayern eine denkbare Option, wofür sich die Münchener Regierung stark machte? Demgegenüber gab es in Wiesbaden, in Karlsruhe und in Mannheim politische und wirtschaftliche Kräfte, die eine Verbindung der Pfalz mit Hessen beziehungsweise mit den einstmals badischen Landesteilen für vorteilhaft hielten. In den rund dreißig Jahren, in denen Helmut Kohl mit steigender Intensität in Ludwigshafen, in der Pfalz und im gesamten Bundesland Rheinland-Pfalz politisch tätig war, bildete so-

mit die Frage der Grenzen der Pfalz und ihrer Einbettung in die gleichfalls neuerichtete Bundesrepublik ein wichtiges Thema der Innenpolitik und kann deshalb im Kontext seiner Biographie nicht ganz unerwähnt bleiben. Die Pfalz war und blieb ein vieldeutiger Begriff – politisch, kulturell und wirtschaftlich.

Der entscheidende Punkt war aber auch hier: Die jüngste Zeitgeschichte bestränkte Helmut Kohl in seiner Überzeugung von der Relativität staatlicher Grenzen. Gerade mit Blick auf die drei Jahre lang vom übrigen Deutschland völlig abgeschottete französischen Zone sprach alles dafür, die willkürlich gezogenen Grenzen schnellstens zu überwinden. Für das benachbarte Saarland, das bis zum Beitritt zur Bundesrepublik im Jahr 1957 genauso abgetrennt war, galt dasselbe. Somit war die Frage mehr als naheliegend: Galt die geschichtliche Grundtatsache periodischer Veränderbarkeit der Landesgrenzen nicht auch für die Nationalstaaten? Durfte man beim Blick auf diese genauso stark bewegte Territorialgeschichte des benachbarten Luxemburg oder des Elsaß nicht ebenfalls erwarten, daß neue Bedingungen zu Wandlungsprozessen führen und die geheiligten Grenzen relativieren würden? Zwangen die Gebote der Friedenssicherung, der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und der kulturellen Verwandtschaft nicht im gesamten westlichen Europa zu einer grenzüberwindenden Politik? Belassen wir es vorerst bei diesen Andeutungen. Das europapolitische Wollen Helmut Kohls erschließt sich nur dann voll und ganz, wenn man ihn aus den über lange Zeiträume hinweg wechselvollen geschichtlichen Bedingungen der Pfalz zu begreifen versucht.

Herkunft

Die deutschen Bundeskanzler sind größtenteils tüchtige Aufsteiger aus dem Kleinbürgertum, oder sie stammen aus proletarischen Verhältnissen. Den Anfang macht Konrad Adenauer, Sohn eines Justizsekretärs, der zuvor Berufssoldat war. Der studierte Jurist Adenauer heiratet zwar ins Besitzbürgertum ein, übernimmt mühelos die Attitüden der Oberschicht, und als er Bundeskanzler wird, meinen viele, er sei ein echter Großbürger. Tatsächlich aber ist er ein zäher und kluger Aufsteiger. Ähnlich steht es mit Kurt Georg Kiesinger, dessen Vater Geschäftsführer einer kleinen schwäbischen Korsettfabrik war, später Angestellter in der Textilindustrie des schwäbischen Städtchens Ebingen.¹ Wie Adenauer ist auch Kiesinger ein Homo novus aus dem Kleinbürgertum, der seinen Weg als Jurist macht. Vergleichbar auch Helmut Schmidt: der Vater ein tüchtiger Handelslehrer auf dem Weg nach oben, die Mutter Tochter eines Schriftsetzers. »Die Kleinbürgerfamilie«, in die er geboren wird, schreibt sein Biograph, »befand sich im Aufstieg ins mittlere Bürgertum.«² Schmidt gelangt durchs Studium der Ökonomie auf die politische Karriereleiter.

Willy Brandt und Gerhard Schröder haben es noch schwerer. Sie schaffen von ganz unten den Weg ganz nach oben. Brandt ist das uneheliche Kind einer Verkäuferin, das im Haus des Großvaters, eines Kraftfahrers, aufwächst und in der Emigration über den Journalismus und durch politische Aktivitäten vorankommt.³ Die Mutter Gerhard Schröders muß zeitweilig als Putzfrau arbeiten, der im Krieg gefallene Vater war reisender Kirmesarbeiter. Auch Schröder schafft sich als Jurist eine Berufsbasis. Nur zwei Bundeskanzler kommen aus einem Milieu, das man als gutbürgerlich bezeichnen kann: Ludwig Erhards Vater hat ein Wäsche- und Ausstattungsgeschäft hochgebracht und gehört der soliden Mittelschicht an;⁴ die Bundeskanzlerin Angela Merkel ist die Erste in diesem Amt, die aus einer Akademikerfamilie stammt, und sie ist die einzige Naturwissenschaftlerin. Alle Bundeskanzler erreichen ihre Spitzenposition über die Parteischiene, auf die sich Adenauer, Brandt, Schmidt und Schröder schon früh begeben, Erhard, Kiesinger und Merkel dagegen vergleichsweise spät.

Helmut Kohl paßt somit durchaus ins Bild der Bundeskanzler, die in eigener Person zweierlei dokumentieren: erstens, daß die Bundesrepublik eine durchlässige Gesellschaft ist, in der ehrgeizige und tüchtige Persönlichkeiten ganz nach oben gelangen können, und zweitens, daß der Weg in diese Positionen allein über die Parteien führt. Auch Kohl kommt aus dem unstudierten Kleinbürgertum. Auch er erwirbt sich durch ein Universitätsstudium die erforderlichen Kenntnisse und Reputation. Aber anders als die meisten anderen Kanzler verschreibt er sich bereits im Alter von sechzehn Jahren der Politik, darin nur vergleichbar mit Willy Brandt, der als Lübecker Oberschüler schon mit fünfzehn Jahren bei den Roten Falken aktiv war, weshalb ein wohlmeinender Oberstudienrat seine Mutter gewarnt haben soll: »Der Junge hat gute Anlagen, es ist schade um ihn. Die Politik wird ihn ruinieren!«⁵ Helmut Kohls Vater hat das ähnlich sorgenvoll gesehen, auch wenn sich der Sohn hütet, der Nachwelt allzu krasse Warnungen mitzuteilen.

Die Familiengeschichte Helmut Kohls ist denkbar unspektakulär und beinhaltet jene Fülle von glücklichen und fatalen Entscheidungen oder Zufällen, von Tragödien, Erfolgserlebnissen, Plackerei und Pflichterfüllung, wie sie auch im Lebenslauf kleiner Leute auftreten.⁶ Kohls Vater Johann Kaspar, Hans gerufen, Jahrgang 1887, ist der Erstgeborene einer Bauernfamilie aus dem unterfränkischen Dorf Greusenheim. Es liegt fünfzehn Kilometer von Würzburg entfernt in einer Talsenke. Die Großeltern Kohls sind arbeitsame Leute, aber auch Pechvögel. Von den elf Kindern sterben sieben, bevor sie zehn Jahre alt sind. Der Hof fällt einer Feuersbrunst zum Opfer, doch man schlägt sich weiter dort durch. Hans Kohl verläßt das karge Elternhaus im Alter von vierzehn Jahren, um in einer Mühle zu arbeiten. Mit neunzehn – man schreibt das Jahr 1906 – wird er zu einem bayerischen Regiment eingezogen und entschließt sich, Berufssoldat zu werden. So kommt er nach Landau in der Pfalz.

Den Ersten Weltkrieg macht Hans Kohl bei der berittenen Artillerie im Fronteinsatz mit, wird dekoriert und außer der Reihe zum Offizier befördert. Beim Kriegsende 1918 ist er Oberleutnant und Kompanieführer einer Transporteinheit. Er erhält eine Stelle in der bayerischen Finanzverwaltung und kann 1920 Cäcilie Schnur aus dem Ludwigshafener Ortsteil Friesenheim heiraten, die er schon seit längerem kennt. Erst ist er im heimischen Unterfranken tätig. 1929, ein Jahr vor der Geburt des Sohnes Helmut, erreicht er die Versetzung nach Frankenthal unweit von Ludwigshafen, dann ans Finanzamt von Ludwigshafen, wo er pflichtbewußt und akribisch seine Arbeit als Finanzbeamter der mittleren Laufbahn verrichtet. Im Jahr 1950 muß sich der 63 Jahre alte Obersteuersekretär aufgrund eines Herzleidens vorzeitig pensionieren lassen. Als Pensionär wird er das für sein Dafürhalten viel zu ziellose Studium seines Sohnes Helmut kritisch beobachten, aber dann dessen steile Karriere in Rheinland-Pfalz und die Wahl zum CDU-Bundesvorsitzenden staunend miterleben. Er verstirbt im Herbst 1975 im Alter von 88 Jahren, als sich Helmut Kohl im zähen Fingerhakeln um die Kanzlerkandidatur gerade an Franz Josef Strauß abarbeitet.

Der väterliche Zweig der Familie Helmut Kohls hat also seine Wurzeln im ländlichen Franken. Die familiäre Verbindung reißt nicht ab. Einfache Familien können sich in jenen Jahrzehnten keine kostspieligen Sommerurlaube leisten. Wenn möglich geht man in den großen Ferien zu Verwandten aufs Land, um beim Heuen und bei der Ernte zu helfen. In seinen Memoiren schwärmt Helmut Kohl davon, wie es zwischen 1936 und 1941 Jahr für Jahr im Bummelzug nach Würzburg ging, wo er die Sommerferien im Umfeld seines Onkels in einer Mühle mit dem dort lebenden Gatter verbringt. Noch als Bundeskanzler ist er ganz verrückt mit Tieren: Besucher dürfen in seinem Büro das berühmte Aquarium bestaunen. Beim Rückblick auf den eigenen Lebenslauf beteuert er gern: »Wenn wir einen Bauernhof gehabt hätten, hätte ich Landwirtschaft studiert und daraus etwas gemacht.«⁷

Mütterlicherseits weist Kohl einen echten Pfälzer Stammbaum auf. Sein Großvater Joseph Schnur ist im Hunsrück geboren und stammt aus einer Lehrerfamilie. Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts besucht er das katholische Lehrerseminar in Trier. Da er katholischer Konfession ist, so erzählt man in der Familie, zieht es ihn in die bayerische Rheinpfalz, wo in Konfessionsfragen größere Liberalität herrscht. 1884 erhält er eine Lehrerstelle in Friesenheim. So kommt er und mit ihm die Familie mütterlicherseits nach Friesenheim, das damals, in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, seinen dörflichen Charakter noch bewahrt hat, obgleich sich dort schon in rasch zunehmender Zahl Arbeiter ansiedeln. Auf dem Land und in kleinen Städten sind Volksschullehrer zu jener Zeit Respektspersonen, Joseph Schnur offenbar ganz ausgeprägt. Wie es sich gehört, ist er auch Organist und dirigiert den Kirchenchor.

Jetzt macht er, so heißt das in dieser grauen Vorzeit der kleinbürgerlichen Gesellschaft, »eine gute Partie«. Seine Frau Anna Maria, eine geborene Hoecker, stammt aus großbäuerlichem Haus. Ihre Eltern besitzen auch Land, das in den Randzonen des aufstrebenden Ludwigshafen rasch im Wert steigt. Der Schwiegersohn erhält ein ausgedehntes Grundstück, auf dem er und sein Bruder Ende der neunziger Jahre ein geräumiges Doppelhaus erbauen, umgeben von einem großen Garten, Helmut Kohls späteres Jugendparadies. Um die Jahrhundertwende ist Friesenheim bereits ein Stadtteil von Ludwigshafen, doch in diesem Teil des Ortes hat sich der ursprüngliche Charakter noch erhalten. Heute ist die Hohenzollernstraße 89 von Verkehrsströmen umgeben und unwirtlich, doch damals grenzte das Anwesen an einen Feldweg. Im Garten gab es an die vierzig Obstbäume und jede Menge Sträucher, große Gemüsebeete und genügend Platz für allerlei Viehzeug. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erhält sich dort ein ländliches Idyll am Rande der Fabriklandschaft Ludwigshafens.

Joseph Schnur hat vier Kinder. Die 1890 geborene Tochter Cäcilie heiratet 1920 den ehemaligen Oberleutnant Hans Kohl, der inzwischen Finanzbeamter geworden ist. Das Ehepaar hat drei Kinder. Die 1922 geborene Tochter Hildegard wird Fremdsprachenkorrespondentin, arbeitet bei der BASF und heiratet schließlich einen Ingenieur. Sie erlebt die ganze lange Karriere ihres jüngeren Bruders aus der Ferne und verstirbt 2003. Im Jahr 1925 kommt der Sohn Walter zur Welt. Mutter Cäcilie gibt ihm den Namen ihres jüngeren Bruders, der in den ersten Tagen des Ersten Weltkriegs gefallen ist, und muß später erleben, wie auch dieser Sohn im Zweiten Weltkrieg, neunzehn Jahre alt und ein halbes Jahr vor Kriegsende, bei einem Tieffliegerangriff zu Tode kommt. Der Jüngste in dieser Familie ist Helmut Kohl, Jahrgang 1930, ein Nachzügler. Seine Mutter ist bei der Geburt schon vierzig Jahre alt, und sie kann sich nicht schonen, denn in jenen Jahren ist das Leben an der Seite eines mittleren Finanzbeamten, der sich über die Dienstalterstufen emporarbeiten muß, kein Zuckerschlecken, zumal jetzt die vom Reichskanzler Brüning verfügten Notverordnungen diesen Beamtenhaushalt zu noch größeren Einschränkungen zwingen.

In dieser Lage ist es ein Glücksfall, daß der Haushalt von Hans und Cäcilie Kohl im Jahr 1932, nach dem Tod von Großmutter Schnur, das Anwesen in der Hohenzollernstraße 89 beziehen kann. Haus und Garten in der Hohenzollernstraße werden nun Helmut Kohls heimisches Nest, das alle Bombardierungen Ludwigshafens übersteht und in dem er fast dreißig Jahre lang bei den Eltern wohnt, bis er Ende der fünfziger Jahre seinen eigenen Hausstand gründet. Die Eltern verbleiben dort bis ans Ende ihrer Tage.

Wann immer Kohl von seinen Eltern spricht, läßt er keinen Zweifel daran, daß er sie geschätzt und geehrt hat. Neugierige Frager, die etwas mehr erfahren möchten als die später schon oft mitgeteilten Charakteristiken, werden abgeburstet. Im Jahr 2011 wird er beispielsweise gefragt: »Eltern sind bekanntlich immer sehr verschieden,



Die Geschwister Kohl in den 1930er Jahren

und die Kinder orientieren sich häufig nach der einen oder anderen Seite. Wenn Sie sich an Ihren Vater oder an Ihre Mutter erinnern, was hat Sie an Ihrer Mutter vor allem überzeugt und geprägt, vielleicht auch geärgert und befremdet? Was bei Ihrem Vater?« Kohls Antwort: »Geprägt hat mich bei meiner Mutter ihre mütterliche Fürsorge. Ihr Denken an andere, ihre Offenheit, auf andere zuzugehen. Bei meinem Vater die enorme Pflichttreue und sein Pflichtbewußtsein. Geprägt hat mich auch bei beiden die gravierende Veränderung durch den Tod meines Bruders, der im November '44 gefallen ist – die Veränderung habe ich bei beiden erlebt, bei meinem Vater stärker als bei meiner Mutter. Befremdet oder geärgert sind keine Begriffe, zu denen mir mit Bezug auf meine Eltern etwas einfällt. Sie sind ganz unpassend für unser Verhältnis.«⁸

Über Kohls erste Jugendjahre ist naturgemäß nicht viel Faßbares zu erfahren. Wann immer er sich dazu äußert, spricht er von dem Garten und den anliegenden,

noch unbebauten Wiesen, wo er sich sehr wohlgeföhlt habe, »typischer kleiner Beamtenhaushalt wie Millionen andere.«⁹ eben, notgedrungen sparsam, mit bescheidenen Ansprüchen. So viel wie möglich wird im weitläufigen Garten angebaut und geerntet, Gemüse, Obst, Beeren, oder aufgezogen, um dann verspeist zu werden: eine Kolonie von Stallhasen, Hühner, Puten, auch ein Pfau, der allerdings dem Schlachtmesser entgeht. Gerade im Krieg und in den Hungerjahren danach kommt man nur dank des Gartens einigermaßen über die Runden. Helmut Kohl hat Freude am Halten von Tieren – Seidenraupen, Stallhasen, Federvieh, Fische. Das wird so bleiben. Später dürfen Besucher im Amtszimmers des Bundeskanzlers die Zierfische im großen Aquarium gebührend bewundern, und seine Umgebung weiß, daß der Parteivorsitzende und Kanzler gern einen Besuch im Zoo macht, wenn er sich in Berlin aufhält.

Von Kindesbeinen an ist Helmut Kohl zudem ein geselliger Typ. Seine acht Jahre ältere Schwester weiß zu erzählen, ihr Bruder sei schon früh durch eine ausgesprochene Soziabilität aufgefallen, habe beispielsweise schon am ersten Schultag einen Trupp Jungs, die er bis dahin gar nicht gekannt hatte, ins Elternhaus geschleppt.¹⁰ Besonders kräftig und hochgeschossen ist er noch nicht, das kommt erst nach Eintritt der Pubertät, aber vital, einfallsreich und immer zu Streichen aufgelegt. Er schafft es schon früh, eine Bande um sich zu scharen. Von allen Zügen, die vom jungen Kohl überliefert werden, ist dieser wohl der wichtigste: sein Talent, sich laut, ungeniert, häufig auch durch Prügeleien, zum Anführer einer Clique zu machen, die ihm folgt. Der heranwachsende Frechdachs bezieht vom Schullektor öfters kräftige Prügel, gelegentlich auch zu Hause. Die Jahrzehnte gewaltfreier Erziehung liegen noch in weiter Ferne. Kohl selbst bekennt, in jenen Jahren ein eher widerwilliger, schlechter Schüler gewesen zu sein. Mit seiner Bande zu spielen oder zu Hause in Karl-May-Büchern zu schmökern, war interessanter. In dem alten Kasten der kurz vor dem Ersten Weltkrieg errichteten Rupprechtschule¹¹ treibt er es nicht viel anders als in der nahegelegenen Oberrealschule in der Leuschnerstraße, wohin ihn die bildungsbewußten Eltern schicken. Dort wird er mit kriegsbedingter Unterbrechung in den Jahren 1943 bis 1945 alle Klassen durchlaufen und 1950 Abitur machen.

Markiert der Kriegsausbruch 1939, den er im Alter von neun Jahren erlebt, wirklich schon einen tiefen Einschnitt? Etwas dramatisierend berichten er und seine Schwester, bei Kriegsausbruch seien die Jugendjahre abrupt zu Ende gegangen. Natürlich kommt nun mehr Dramatik ins Leben: Der Vater muß als Reserveoffizier Dienst tun, vom Westwall her ziehen evakuierte Landwirte durch die Stadt, nach dem Frankreichfeldzug paradieren siegreiche Panzereinheiten unter dem Jubel von Zehntausenden durch Ludwigshafen.¹² Jedermann sitzt am »Volksempfänger«, um den Wehrmachtsbericht zu hören. Im Mai 1940 fliegen französische Flugzeuge einen ersten Angriff auf die Stadt, und im Vorgarten der Hohenzollernstraße schlägt ein



Helmut Kohl (3. Reihe, 5.v.l.) als Schüler, 1939

Blindgänger ein. Aber die recht unwirksamen Bombardierungen sind eher ein Anlaß, zu den Einschlagstellen hinzufahren, um zu gaffen, und noch nichts Ernsthaftes. Sicher, die Stadt verzeichnet schon eine Menge Gefallener, zwölf im Jahr 1939 und 148 im Jahr 1940.¹³ Doch noch lebt man in der Chemiemetropole Ludwigshafen relativ ruhig. Siebzig Jahre später wird Kohl die Frage vorgelegt: »Wann war nach Ihrem Empfinden die Lebensqualität in Ludwigshafen eigentlich am besten – vor 1943 oder in den fünfziger Jahren, in den achtziger Jahren oder heute?« Seine Antwort lautet: »In der kurzen Zeit vor 1943 – es war noch Frieden, der Krieg war noch fern, die Welt schien noch in Ordnung, aber nicht mehr für lange.«¹⁴

1940, 1941, auch 1942 sind alles in allem recht normale Jahre. Der Vater kommt zwar nur gelegentlich auf Urlaub. Aber auch in den Sommerferien 1940 und 1941 geht's wie in besten Friedenszeiten wieder zur Mühle in Würzburg. Die nicht überfürsorgliche Mutter läßt den Jüngsten jetzt schon ganz allein mit der Bahn nach Würzburg fahren. Selbständigkeit auch gegenüber der eigenen Familie wird in jenen Jahren groß geschrieben. Von den ersten Jahren beim Deutschen Jungvolk, die in seinem Fall 1940 beginnen, hat Helmut Kohl später nie viel zu erzählen geruht. Mit zehn und elf Jahren macht man sich über eine gewisse Spannung zwischen dem eigenen christlich geprägten, nicht-nazistischen Elternhaus und der Staatsjugend noch nicht viele Gedanken. Wöchentliches Exerzieren, Flaggenappelle, Mithilfe bei



Hans-Peter Schwarz

Helmut Kohl

Eine politische Biographie

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 1056 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-421-04458-7

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: September 2012

Die erste große politische Biographie über Helmut Kohl

Der Name Helmut Kohl beschäftigt die Deutschen noch immer. Für die einen bleibt er der Kanzler der Einheit, für die anderen ist er ein egozentrischer Machtmensch, dessen Name mit der größten deutschen Spendenaffäre verknüpft ist und der nicht nur seine eigene Partei, sondern auch seine Familie schwer beschädigt hat. Kohl, der Riese aus einer vergangenen Epoche, ist die größte lebende historische Figur der Bundesrepublik, die zugleich die stärksten Emotionen hochkochen lässt.

Der bekannte Zeithistoriker und Biograph Hans-Peter Schwarz hat nun die erste umfassende politische Biographie zu Helmut Kohl auf Basis umfangreichen und unveröffentlichten Quellenmaterials geschrieben. Ihm gelingt ein großes Lebens- und Zeitpanorama jenes Mannes, der die politischen Umbrüche am Ende des 20. Jahrhunderts so stark wie kaum ein anderer mitgeprägt hat. Gemeinsam mit Staatsmännern wie Michail Gorbatschow, George Bush sen. oder Deng Xiaoping hat Kohl Weltgeschichte geschrieben, gleichzeitig ist sein Name mit zahlreichen Affären und innenpolitischen Fehlentscheidungen verbunden. Alles an ihm hat eben riesenhafte Dimensionen – seine Verdienste ebenso wie seine Irrtümer, die auch in unsere Zeit hineinragen.



[Der Titel im Katalog](#)